



Leseprobe

Nicholas Sparks
Du bist nie allein
Roman

Bestellen Sie mit einem Klick für 11,00 €



Seiten: 432

Erscheinungstermin: 10. Februar 2020

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

HEYNE <

Das Buch

Vier Jahre ist es her, dass Julies Mann auf tragische Weise ums Leben gekommen ist. Hinterlassen hat er ihr einen jungen Hund und das Versprechen, immer über sie zu wachen. Nun fühlt sich Julie langsam wieder bereit, eine neue Beziehung einzugehen. Sie freut sich, als der charmante und gutaussehende Richard um sie zu werben beginnt. Daneben gibt es auch noch den zurückhaltenden Mike, der seit Jahren ihr bester Freund ist. Aber während Richard sie auf Händen trägt, schafft Mike es nicht, ihr seine Gefühle zu offenbaren. Erst die Angst, sie an den Konkurrenten zu verlieren, lässt ihn seine Schüchternheit überwinden. Schließlich trifft Julie ihre Wahl, doch das ersehnte Glück stellt sich nicht ein, denn die Eifersucht des Versmähten verwandelt ihr Leben in einen Alptraum.

Der Autor

Nicholas Sparks, 1965 in Nebraska geboren, lebt in North Carolina. Mit seinen Romanen, die ausnahmslos die Bestsellerlisten eroberten und weltweit in über 50 Sprachen erscheinen, gilt Sparks als einer der meistgelesenen Autoren der Welt. Mehrere seiner Bestseller wurden erfolgreich verfilmt. Alle seine Bücher sind bei Heyne erschienen, zuletzt: »Wo wir uns finden«.

Ein ausführliches Werkverzeichnis finden Sie am Ende dieses Buches.

Große Autorenwebsite unter www.nicholas-sparks.de.

NICHOLAS
SPARKS

DU BIST NIE ALLEIN

ROMAN

Aus dem Amerikanischen
von Ulrike Thiesmeyer

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel
THE GUARDIAN bei Warner Books, Inc., New York

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns
diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand
zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

Vollständige deutsche Taschenbuchausgabe 03/2020

Copyright © 2003 by Nicholas Sparks

Copyright © 2003 der deutschen Ausgabe

by Wilhelm Heyne Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Printed in Germany

Umschlaggestaltung: zero-media.net, München,

unter Verwendung von GettyImages/

Colin & Linda Mckie/EyeEm; FinePic®, München

Satz: Franzis print & media, München

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-453-42394-7

www.heyne.de

www.nicholas-sparks.de

*Für Larry Kirshbaum und Maureen Egen,
wunderbare Menschen, wunderbare Freunde*

— Prolog —

Heiligabend 1998

Genau vierzig Tage nachdem sie das letzte Mal die Hand ihres Mannes gehalten hatte, saß Julie Barenson am Fenster und sah hinaus auf die stillen Straßen von Swansboro. Es war kalt. Seit einer Woche war der Himmel düster verhangen, und der Regen klopfte sacht gegen das Fenster. Die kahlen Bäume reckten ihre knorrigen Äste wie verkrümmte Finger in die frostige Luft.

Jim, das wusste Julie, hätte gewollt, dass sie an diesem Abend Musik hörte. Im Hintergrund sang Bing Crosby leise »White Christmas«. Jim zu Ehren hatte sie auch den Baum aufgestellt. Dabei hatte es, als sie sich endlich dazu durchrang, einen zu besorgen, vor dem Supermarkt nur noch verdorrte, kümmerliche Exemplare gratis zum Mitnehmen gegeben. Doch das spielte keine Rolle. Es fiel ihr schwer, überhaupt etwas zu fühlen, seit Jim an dem Tumor im Kopf gestorben war.

Nun war sie mit fünfundzwanzig Jahren schon Witwe, und sie hasste alles an dem Wort: wie es klang, was es bedeutete, wie ihr Mund sich anfühlte, wenn sie es aussprach. Also nahm sie es gar nicht erst in den Mund. Wenn sich andere nach ihrem Befinden erkundigten, zuckte sie nur die Achseln. Aber manchmal spürte sie den Drang, zu antworten. *Du willst wissen, wie es war, meinen Mann zu verlieren?*, hätte sie dann gern gefragt. *Ich werd's dir sagen.*

Jim ist tot, und jetzt, da er fort ist, fühle ich mich ich auch wie tot.

Ob die Leute das hören wollten?, fragte sich Julie. Oder lieber doch nur irgendwelche oberflächlichen Sätze? *Ich komme schon klar. Es ist schwer, aber das stehe ich schon durch. Dan-*

ke der Nachfrage. Sie hätte natürlich die Tapfere spielen können, aber das wollte sie nicht. Es war einfacher und ehrlicher, bloß die Achseln zu zucken und nichts zu sagen.

Schließlich hatte sie keineswegs das Gefühl, klarzukommen. Die meiste Zeit über fürchtete sie eher, den Tag nicht zu überstehen, ohne zusammenzubrechen. Abende wie diese waren am schlimmsten.

Im Widerschein der Christbaumkerzen legte Julie die Hand ans Fenster und spürte das kalte Glas an ihrer Haut.

Mabel hatte sie gefragt, ob sie zum Abendessen kommen wollte, aber Julie hatte abgelehnt. Mike, Henry und Emma hatte sie ebenfalls einen Korb gegeben. Sie alle hatten zumindest so getan, als hätten sie Verständnis dafür, obwohl sie es im Grunde wohl nicht gut fanden, dass Julie an diesem Abend allein war. Und vielleicht hatten sie Recht. Alles im Haus, alles, was sie sah und roch und berührte, erinnerte sie an Jim. Seine Sachen nahmen die Hälfte des Kleiderschranks ein, sein Rasierer lag immer noch neben der Seifenschale im Bad, und am Vortag war per Post die neueste Ausgabe von *Sports Illustrated* gekommen. Im Kühlschrank lagen noch zwei Flaschen Heineken, sein Lieblingsbier. Früher am Abend hatte Julie bei ihrem Anblick vor sich hin geflüstert: »Die wird Jim nie mehr trinken«, hatte die Kühlschranktür zugemacht, sich dagegen gelehnt und eine Stunde lang in der Küche geweint.

Julie nahm nur verschwommen wahr, was jenseits der Fensterscheibe geschah. Ganz in Gedanken versunken, kam ihr erst nach und nach zu Bewusstsein, dass ein Ast gegen die Hauswand schlug. Er pochte hartnäckig, und es dauerte eine Weile, bis sie merkte, dass das Geräusch, das sie hörte, gar nicht von diesem Ast herrührte.

Jemand klopfte an die Tür.

Benommen stand Julie auf. An der Tür blieb sie kurz stehen und fuhr sich mit den Händen durchs Haar, in der Hoffnung, dadurch einen halbwegs akzeptablen Anblick zu bieten. Falls es ihre Freunde waren, wollte sie nicht den Eindruck vermitteln, dass es besser wäre, ihr Gesellschaft zu leisten. Als sie jedoch die Tür öffnete, sah sie zu ihrer Verwunderung

einen jungen Mann in einer gelben Regenjacke vor sich stehen. In den Händen hielt er einen großen Karton.

»Mrs Barenson?«, fragte er.

»Ja?«

Der Fremde machte einen zögerlichen Schritt auf Julie zu. »Ich soll das persönlich bei Ihnen abgeben. Mein Dad hat gesagt, es wäre wichtig.«

»Ihr Dad?«

»Er wollte sichergehen, dass Sie es heute Abend bekommen.«

»Kenne ich ihn?«

»Keine Ahnung. Aber er hat wirklich viel Wert darauf gelegt. Es ist ein Geschenk.«

»Von wem denn?«

»Mein Vater meinte, das würden Sie verstehen, sobald Sie es aufmachen. Aber nicht schütteln – und diese Seite hier ist oben.«

Bevor Julie etwas dagegen unternehmen konnte, drückte der junge Mann ihr den Karton in die Arme und wandte sich dann zum Gehen.

»Moment mal«, sagte sie. »Ich verstehe nicht ...«

Der junge Mann schaute sich noch mal um. »Frohe Weihnachten«, sagte er.

Julie sah von der offenen Tür aus zu, wie er in seinen Lieferwagen stieg. Kurz darauf stellte sie den Karton vor dem Weihnachtsbaum auf den Boden und kniete sich daneben. Ein kurzer Blick bestätigte, dass nirgendwo eine Karte steckte, und auch sonst deutete nichts auf den Absender hin. Julie löste das Band, hob den separat mit Papier umwickelten Deckel ab – und starrte sprachlos ihr Geschenk an.

Ein verfilztes, winziges Fellknäuel, kaum mehr als ein paar Pfund schwer, kauerte in einer Kartonecke – der hässlichste Welpe, der Julie je untergekommen war. Sein Kopf war groß und stand in deutlichem Missverhältnis zum übrigen Körper. Winselnd sah er zu ihr hoch, die Augen mit Schleimpfropfen verklebt.

Jemand hatte ihr einen Welpen gekauft. Einen hässlichen Welpen.

Innen an der Kartonwand war mit Klebeband ein Briefumschlag befestigt. Während sie danach griff, erkannte sie die Handschrift darauf und hielt inne. Nein, dachte sie, das kann nicht sein ...

Die Liebesbriefe, die er ihr an ihren Hochzeitstagen schrieb, trugen diese Handschrift, und auch die hastig gekritzelten Nachrichten neben dem Telefon, die Unterlagen, die sich auf seinem Schreibtisch türmten. Julie hielt den Umschlag vor sich und las immer wieder ihren Namen darauf. Dann zog sie mit zittrigen Händen den Brief heraus.

Liebe Jules,

Es war Jims Spitzname für sie, und Julie schloss die Augen. Ihr war, als schrumpfe ihr Körper plötzlich. Sie zwang sich, tief durchzuatmen, und fing noch einmal an zu lesen.

Liebe Jules,

wenn du diesen Brief liest, werde ich schon dahingegangen sein. Ich weiß nicht, wie lange ich dann schon fort bin, aber ich hoffe, du hast langsam begonnen, es zu verschmerzen. Wenn ich an deiner Stelle wäre, würde es mir schwerfallen, aber du weißt, dass ich dich immer schon für die Stärkere von uns beiden gehalten habe.

Ich habe dir, wie du siehst, einen Hund gekauft. Harold Kuphaldt war mit meinem Vater befreundet, und er züchtet Dänische Doggen, so lange ich denken kann. Als Junge habe ich mir immer eine gewünscht, aber da unser Haus so klein war, hat Mom es nicht erlaubt. Es sind große Tiere, zugegeben, aber Harold zufolge sind sie auch die liebsten Hunde der Welt. Ich hoffe, du hast viel Freude mit ihm (oder ihr).

Insgeheim habe ich wohl immer gewusst, dass ich es nicht schaffen werde. Darüber wollte ich aber nicht nachdenken, weil ich wusste, dass du niemanden hast, der dir hilft, solch eine Situation durchzustehen. Jedenfalls keine Eltern oder Geschwister. Der Gedanke, dass du dann ganz allein bist, hat mir das Herz gebrochen. Weil ich keine bessere Idee hatte, habe ich wenigstens dafür gesorgt, dass du diesen Hund bekommst.

Falls er dir nicht gefällt, musst du ihn natürlich nicht behalten. Harold meinte, er würde ihn ohne Probleme zurücknehmen. (Seine Telefonnummer müsste beiliegen.)

Ich hoffe, es geht dir ganz gut. Ich hoffe ich krank wurde, war ich in ständiger Sorge um dich. Ich liebe dich, Jules, wirklich. Als du in mein Leben getreten bist, hast du mich zum glücklichsten Mann der Welt gemacht. Die Vorstellung, dass du nie wieder glücklich wirst, bricht mir schier das Herz. Tu es also für mich, werde wieder glücklich. Finde jemanden, der dich glücklich macht. Mag sein, dass du es für unmöglich hältst, und dass es tatsächlich schwer ist, aber ich möchte gern, dass du es versuchst. Die Welt ist so viel schöner, wenn du lächelst.

*Und mach dir keine Sorgen. Wo ich auch sein mag, ich werde auf dich aufpassen. Ich werde dein Schutzengel sein, Sweetheart. Verlass dich darauf, ich beschütze dich.
Ich liebe dich,*

Jim

Mit Tränen in den Augen spähte Julie über den Rand des Kartons und griff hinein. Der Welpen schmiegte sich an ihre Hand. Sie hob ihn heraus und hielt ihn sich dicht vors Gesicht. Er war winzig und zitterte, und sie konnte seine Rippen fühlen.

Wirklich ein hässliches Kerlchen, dachte Julie. Und ausgewachsen war er sicher so groß wie ein Kalb. Was um alles in der Welt sollte sie mit solch einem Hund?

Warum hatte Jim ihr nicht einen Zwergschnauzer mit grauem Backenbärtchen schenken können, oder einen Cockerspaniel mit traurigen Kulleraugen? Etwas Handlicheres? Etwas Süßes, das sich ab und zu auf ihrem Schoß zusammenrollte?

Der Welpen, ein Rüde, begann zu winseln, ein hoher Laut, der an- und abschwoll wie der Widerhall von fernen Lokpfeifen.

»Schst... dir passiert nichts«, flüsterte Julie. »Ich tu dir nichts ...«

Leise redete sie mit dem Welpen, damit er sich an sie

gewöhnte, während sie immer noch kaum glauben konnte, dass dieses Geschenk von Jim kam. Der Welpe winselte weiter, fast, als wolle er die Musik aus der Anlage begleiten, und Julie kraulte ihn unterm Kinn.

»Singst du für mich?«, fragte sie, zum ersten Mal sanft lächelnd. »So hört es sich nämlich an, weißt du.«

Ganz kurz hörte der kleine Hund mit seinem Gewinsel auf und sah zu ihr hoch, genau in ihre Augen. Dann begann er erneut zu winseln, aber es klang schon viel weniger verängstigt.

»Singer«, flüsterte sie. »Ich glaube, ich werde dich Singer nennen.«

Vier Jahre später

In den Jahren, die seit Jims Tod vergangen waren, hatte Julie Barenson es irgendwie geschafft, ein neues Leben zu beginnen. Aber es hatte seine Zeit gedauert. Die ersten Monate nach seinem Tod waren schwierig und einsam gewesen, aber schließlich hatte die Zeit Wunder gewirkt und Julies Trauer gemildert. Obwohl sie Jim geliebt hatte und wusste, dass ein Teil von ihr Jim *immer* lieben würde, war der Schmerz nicht mehr so stark wie zu Anfang. Sie erinnerte sich ihrer Tränen und daran, wie ihr Leben nach seinem Tod zu einem völligen Vakuum geworden war, aber der brennende Kummer jener Tage war überwunden. Wenn sie jetzt an Jim dachte, lächelte sie bei der Erinnerung an ihn und war dankbar, dass er Teil ihres Lebens gewesen war.

Auch für Singer war sie dankbar. Jim hatte genau das Richtige getan, als er ihr den Hund schicken ließ. Singer hatte Julie in gewisser Weise zum Weiterleben gezwungen.

In diesem Moment aber, an einem kühlen Frühlingmorgen in Swansboro, North Carolina, lag Julie im Bett und dachte nicht daran, welch wunderbare Stütze Singer ihr in den letzten vier Jahren gewesen war. Vielmehr verwünschte sie im Stillen seine bloße Existenz, während sie nach Luft rang und ihr durch den Kopf schoss: Ich fasse es nicht, dass ich so sterben soll!

Im Bett von meinem eigenen Hund erdrückt.

Singer lag mitten auf ihr, presste sie regelrecht auf die Matratze, und sie stellte sich vor, wie ihre Lippen gerade vor Sauerstoffmangel blau anliefen.

»Hoch mit dir, du fauler Hund«, keuchte sie. »Du bringst mich noch um!«

Singer schnarchte vernehmlich und reagierte nicht. Julie begann zu zappeln, um ihn so aus dem Schlummer zu reißen.

»Im Ernst«, presste sie zwischen den Zähnen hindurch.
»... krieg keine Luft!«

Endlich hob Singer seinen riesigen Kopf und blinzelte Julie schlaftrunken an. *Was soll der Wirbel?*, schien er zu fragen. *Siehst du nicht, dass ich schlafe?*

»Runter mit dir!«, schnaufte Julie.

Singer gähnte und stieß ihr die kalte Nase an die Wange.

»Ja, ja, guten Morgen«, japste sie. »Jetzt hau ab!«

Darauf schnaubte Singer und richtete sich auf. Julie hatte das Gefühl, als würden ihr dabei weitere Körperteile platt gedrückt. Wie er so mitsamt dem Geifer an der Schnauze über ihr auftrug, sah er aus wie eine Kreatur aus einem billigen Horrorfilm. Lieber Gott, dachte Julie, wie *riesig* er ist! Dabei müsste ich mich doch inzwischen dran gewöhnen haben! Sie holte tief Luft und sah böse zu ihm hoch.

»Hab ich dir erlaubt, zu mir ins Bett zu kommen?«, fragte sie.

Normalerweise schlief Singer nachts in der Ecke ihres Zimmers. Die letzten beiden Nächte aber war er zu ihr ins Bett gekrochen. Oder, genauer gesagt, er hatte sich auf sie gelegt. Verrückter Hund.

Singer senkte den Kopf und leckte ihr übers Gesicht.

»Nein, dir ist nicht verziehen«, sagte sie und stieß ihn weg. »Versuch's erst gar nicht. Du hättest mich umbringen können! Du bist fast doppelt so schwer wie ich! Und jetzt runter vom Bett.«

Singer quengelte wie ein trotziges Kind und sprang dann zu Boden. Julie richtete sich mit schmerzdem Brustkorb auf, sah auf den Wecker und dachte: Schon so spät? Sie und Singer räkelteten sich gleichzeitig, dann schlug Julie die Bettdecke zurück.

»Na los«, sagte sie, »ich lass dich raus, bevor ich unter die Dusche gehe. Aber schnüffel nicht wieder an den Mülltonnen der Nachbarn herum. Die haben mir eine bitterböse Nachricht auf Band gesprochen.«

Singer sah sie an.

»Ich weiß, ich weiß«, sagte sie, »es ist nur Müll. Aber manche Leute sind in der Beziehung komisch.«

Singer lief aus dem Schlafzimmer Richtung Haustür. Julie lockerte ihre Schultern, während sie ihm folgte, und schloss ganz kurz die Augen. Großer Fehler. Mit voller Wucht knallte sie mit dem Zeh gegen die Kommode. Der Schmerz schoss vom Zeh hoch durch den Unterschenkel. Nach dem ersten Schrei verlegte Julie sich aufs Fluchen, stieß Kraftausdrücke in allen nur denkbaren Variationen aus. Wie sie so in ihrem rosa Pyjama auf einem Fuß umherhopste, war sie sich sicher, dass sie einer Art durchgedrehtem Duracell-Hasen glich. Singer warf ihr nur einen Blick zu, der zu besagen schien, *Warum dauert das so lange? Denk dran, du hast mich hochgeschuecht, also mach voran. Ich hab draußen was zu tun.*

Sie stöhnte. »Siehst du nicht, dass ich verwundet bin?«

Singer gähnte noch einmal. Julie rieb sich den Zeh und humpelte dann hinter ihm her.

»Danke, dass du so mitfühlend bist. Im Notfall ist wirklich kein bisschen Verlass auf dich.«

Gleich darauf, nachdem Singer Julie kurz auf den wehen Zeh getreten war – mit Absicht natürlich –, war er draußen. Statt die Mülltonnen anzusteuern, wanderte er hinüber zu dem bewaldeten Grundstück auf der einen Seite ihres Hauses. Sie beobachtete, wie er den riesigen Kopf von einer Seite zur anderen schwang, als wolle er sich vergewissern, dass niemand am Tag zuvor neue Bäume oder Sträucher angepflanzt hatte. Alle Hunde markierten gern ihr Revier, aber Singer schien zu glauben, wenn er sich nur an genügend Orten erleichterte, würde er zum Hundekönig der ganzen Welt gekrönt.

Wenigstens hatte Julie ihn so für eine Weile vom Hals. Dem Himmel sei Dank dafür, dachte Julie. Die letzten paar Tage über hatte Singer sie schier wahnsinnig gemacht. Er war ihr überallhin gefolgt, wollte sie nicht einmal ein paar Minuten aus den Augen lassen, außer, wenn sie ihn nach draußen schickte. Nicht mal das Geschirr konnte sie weg-räumen, ohne ein Dutzend Mal mit ihm zusammenzusto-

ßen. Nachts war es noch schlimmer. In der letzten Nacht hatte er einen einstündigen Knurrenfall, den er freundlicherweise mit einem gelegentlichen Bellen auflockerte, was sie zunehmend mit dem Gedanken spielen ließ, sich entweder einen schalldichten Zwinger oder eine Elefantenhöhle zuzulegen.

Nicht, dass Singers Verhalten je ... na ja, normal gewesen wäre. Abgesehen von seinem Pinkelritual hatte der Hund sich immer aufgeführt, als hielte er sich für einen Menschen. Er weigerte sich, aus einem Hundenapf zu fressen, er hatte nie eine Leine gebraucht, und wenn Julie fernsah, sprang er zu ihr aufs Sofa und starrte auf den Bildschirm. Wenn sie mit ihm redete – oder wenn sonst jemand mit ihm sprach –, legte er den Kopf schräg und sah sein Gegenüber aufmerksam an, als könne er dem Gesagten folgen. Und die meiste Zeit über schien es tatsächlich so, als verstünde er, was sie zu ihm sagte. Was auch immer sie ihm auftrug, egal, wie unglaublich der Befehl auch war, Singer führte das Gewünschte stets aus. *Könntest du mir meine Tasche aus dem Bad holen?* Im nächsten Moment kam Singer damit ange-trottet. *Machst du das Schlafzimmerlicht aus?* Er betätigte den Schalter mit der Nase. *Bring die Suppendose in die Speisekammer, ja?* Im Maul trug er sie hin und stellte sie aufs Regal. Gewiss, auch andere Hunde waren gut abgerichtet, aber nicht so. Außerdem hatte es bei Singer keiner Abridung bedurft. Jedenfalls nicht im eigentlichen Sinne. Julie brauchte ihm etwas bloß ein Mal zu zeigen, das genügte. Anderen Leuten kam das geradezu unheimlich vor, aber da sich Julie durch Singers Verhalten wie ein moderner Dr. Dolittle vor-kam, gefiel es ihr im Grunde.

Selbst wenn es bedeutete, dass sie mit ihrem Hund in voll-ständigen Sätzen redete, sich mit ihm wie mit einem Men-schen stritt und ihn dann und wann sogar um Rat bat.

Aber was war daran schon seltsam?, fragte sie sich. Sie lebten zusammen, seit Jim gestorben war, nur sie beide, und im Großen und Ganzen war Singer ein ganz guter Partner.

Doch seit Julie wieder begonnen hatte, mit Männern aus-zugehen, führte sich Singer komisch auf, und er hatte nicht

einen der Männer gemocht, die in den letzten Monaten vor ihrer Tür aufgetaucht waren. Julie hatte damit gerechnet. Schon als Welpen hatte Singer dazu geneigt, Männer bei der ersten Begegnung anzuknurren. Sie führte das immer auf einen sechsten Sinn zurück, der Singer befähigte, die guten Männer von denen zu unterscheiden, um die sie einen Bogen machen sollte. Doch in letzter Zeit hatte sie ihre Meinung geändert. Nun sah sie sich immer mehr dazu genötigt, in Singer nur die große, mit Fell versehene Version eines eifersüchtigen Geliebten zu sehen.

Langsam würden sie sich einmal ernsthaft unterhalten müssen, entschied sie. Singer wollte doch sicher nicht, dass sie allein blieb, oder? Nein, natürlich nicht. Möglicherweise würde es etwas dauern, bis er sich an jemand anderen gewöhnt hatte, aber letzten Endes würde er es schon verstehen. Und mit der Zeit würde er sich wahrscheinlich sogar für sie freuen. Wie aber sollte sie ihm das alles am besten erklären?

Sie hielt kurz inne, um diese Frage zu überdenken, als ihr jäh bewusst wurde, was sie da gerade dachte.

Ihm das alles erklären? Gütiger Gott, dachte sie, ich werde langsam verrückt.

Julie humpelte in Richtung Bad, um sich für die Arbeit zurechtzumachen, und zog schon auf dem Weg den Pyjama aus. Kurz darauf blickte sie in den Spiegel. Sieh dich an, dachte sie, du bist neunundzwanzig und gehst langsam in die Breite. Beim Luftholen taten ihr die Rippen weh, ihr großer Zeh pochte, und der Spiegel machte die Sache auch nicht besser. Tagsüber war ihr langes braunes Haar ganz glatt, aber frühmorgens sah es aus, als sei es von Kissengnommen mit Toupierkämmen attackiert worden. Es hing wild und strähnig um ihr Gesicht herum, »unter Belagerung«, wie Jim es immer so liebenswürdig genannt hatte. Wimperntusche war auf der Wange verschmiert. Die Nasenspitze war gerötet, und ihre grünen Augen waren von Frühlingspollen geschwollen. Aber eine Dusche würde da sicher Abhilfe schaffen, nicht?

Nun, was die Allergie betraf, vielleicht nicht. Julie öffnete das Arzneyschränkchen und nahm eine Claritin.

Vielleicht musste sie am Ende gar nicht so viel tun, um Bob abzuwehren. Seit einem Jahr schnitt sie Bob nun die Haare – oder vielmehr das, was davon übrig war. Und zwei Monate zuvor hatte Bob endlich den Mut aufgebracht, sie um eine Verabredung zu bitten. Ein Adonis war er nicht gerade – Halbglatze, Mondgesicht, zu eng stehende Augen und deutlicher Bauchansatz –, aber er war Single und erfolgreich, und Julie war seit Jims Tod nicht mehr mit einem Mann ausgegangen. Bob war eine gute Gelegenheit, erste neue Gehversuche in der Welt des Dating zu unternehmen. Fehler. Denn er war nicht ohne Grund Single. Nicht nur mit seinem Aussehen haperte es gewaltig, bei ihrem Rendezvous in einem Restaurant war er dermaßen langweilig gewesen, dass selbst Leute an benachbarten Tischen mitleidig in ihre Richtung geschaut hatten. Sein Lieblingsthema war die Buchhaltung. An nichts anderem hatte er Interesse gezeigt: nicht an ihr, nicht am Essen, nicht am Wetter, nicht an Sport, nicht an dem kleinen Schwarzen, das sie trug. Nur an Buchhaltung. Drei Stunden lang hatte Julie Bob gelauscht, während er sich in monotonem Singsang über spezifizierte Abzüge und Streuung von Kapitalerträgen, Abschreibungen und Umschuldungen verbreitete. Gegen Ende des Abendessens, als er sich über den Tisch gebeugt und ihr anvertraut hatte, er kenne »wichtige Leute bei der Finanzbehörde«, hatte Julie bereits buchstäblich glasige Augen.

Bob dagegen hatte sich offenbar prächtig amüsiert. Er hatte seither dreimal angerufen und gefragt, ob sie sich nicht »zu einer zweiten Beratung treffen könnten, hihhi«. Hartnäckig war er, so viel stand fest. Lästig wie sonst was, aber hartnäckig.

Dann war da Ross, der zweite Mann, mit dem sie sich getroffen hatte. Ross, der Arzt. Ross, der Schönling. Ross, der Perversling. Ein Treffen mit ihm reichte völlig, vielen Dank.

Und nicht zu vergessen der gute alte Adam. Er arbeite im Staatsdienst, sagte er. Seine Arbeit mache ihm Spaß, sagte er. Er sei ein ganz normaler Typ, sagte er.

Adam, stellte Julie fest, arbeitete in der Kläranlage.

Er müffelte nicht, ihm wucherten keine unbekanntenen Substanzen unter den Fingernägeln, sein Haar wies keinen öligen Glanz auf, aber Julie wusste, sie würde sich nie im Leben an die Vorstellung gewöhnen, dass er eines Tages in genau dem Zustand an der Haustür auftauchen könnte. *Hatte 'n Unfall im Werk, Liebes. Tut mir Leid, so nach Hause zu kommen.* Schon bei dem Gedanken überlief es sie. Die Beziehung stand von Anfang an unter keinem guten Stern.

Als sie schon zu grübeln anfang, ob es überhaupt noch normale Menschen wie Jim gab, als sie sich zu fragen begann, was sie wohl an sich hatte, das offenbar Sonderlinge anlockte wie ein Neonschriftzug, der blinkend verhieß, *Bin zu haben – Normalität keine Vorbedingung*, war Richard auf der Bildfläche erschienen.

Und, o Wunder, selbst nach ihrem ersten Date letzten Samstag wirkte er immer noch ... *normal*. Er war als Gutachter für J. D. Blanchard Engineering aus Cleveland tätig – das Ingenieurbüro, das die Brücke über den Intracoastal Waterway sanierte. Julie hatte ihn kennen gelernt, als er in den Salon kam, um sich die Haare schneiden zu lassen. Bei ihrem Treffen hatte er ihr die Tür aufgehalten, an den richtigen Stellen im Gespräch gelächelt, für sie beim Kellner ihre Bestellung aufgegeben, und als er Julie später zu Hause absetzte, hatte er nicht einmal den Versuch unternommen, sie zu küssen. Zudem sah er auch noch gut aus, mit wie gemeißelten Wangenknochen, smaragdgrünen Augen, schwarzem Haar und Schnauzer. Julie hätte am liebsten gejauchzt: *Halleluja! Ich habe das Licht gesehen!*

Singer schien nicht ganz so beeindruckt. Nachdem sie Richard eine gute Nacht gewünscht hatte, war Singer in eine seiner »Ich bin hier der Boss«-Nummern verfallen. Er hatte geknurr, bis Julie die Haustür öffnete.

»Oh, hör auf«, sagte sie. »Sei nicht so hart gegen ihn.«

Singer leistete zwar Folge, aber er hatte sich ins Schlafzimmer verzogen, wo er die restliche Nacht über schmollte.

Wenn mein Hund noch ein wenig wunderlicher wäre, dachte Julie nun, könnte ich mit ihm im Panoptikum auftreten, gleich nach dem Mann, der Glühbirnen verspeist.

Aber schließlich ist mein Leben ja auch nicht unbedingt normal verlaufen.

Julie drehte den Wasserhahn auf und trat in die Dusche, gegen den Sog der Erinnerung ankämpfend. Was hatte es für einen Sinn, schwere Zeiten Revue passieren zu lassen? Ihre Mutter hatte zwei fatale Schwächen gehabt: Alkohol und die falschen Männer. Jedes für sich wäre schon schlimm genug gewesen, aber die Kombination war für Julie unerträglich. Ihre Mutter verbrauchte Liebhaber wie Kleinkinder Papiertaschentücher, und bei manchen hatte sich Julie, als sie heranwuchs, äußerst unwohl gefühlt. Der Letzte hatte sich sogar an ihr zu vergreifen versucht, doch als Julie ihrer Mutter davon erzählte, hatte diese – angetrunken, in Tränen aufgelöst und rasend vor Zorn – ihr vorgeworfen, *ihm* Avancen gemacht zu haben. Schon bald darauf hatte Julie kein Zuhause mehr.

Das Leben auf der Straße, die sechs Monate, bevor Jim auftauchte, waren fürchterlich gewesen. Fast alle Leute, die sie kennen lernte, nahmen Drogen und schnorren oder stahlen ... oder Schlimmeres. Voller Furcht, so zu werden wie die gehetzten Ausreißer, die Julie jeden Abend im Asyl und in den Hauseingängen sah, bemühte sie sich wie verrückt um Aushilfsarbeit, um nicht hungern und herumstreunen zu müssen. Sie nahm jeden Hilfsjob an, der sich ihr bot, und verhielt sich so unauffällig wie möglich. In dem Diner in Daytona, wo sie Jim zum ersten Mal begegnete, trank sie gerade eine Tasse Kaffee von ihrem letzten Kleingeld. Jim lud sie zum Frühstück ein und sagte auf dem Weg nach draußen, er würde sie auch am nächsten Tag einladen, wenn sie wiederkäme. Von Hunger getrieben kam sie tatsächlich wieder, doch als sie ihn wegen seiner Beweggründe zur Rede stellte und schon eine unangenehme Tirade über Notzucht mit Minderjährigen und Gefängnis parat hatte, bestritt Jim jedes unziemliche Interesse an ihr. Und am Ende der Woche, kurz vor seiner Heimreise, machte er ihr einen Vorschlag: Wenn sie nach Swansboro, North Carolina, zöge, würde er ihr helfen, eine richtige Arbeit und ein Dach über dem Kopf zu finden.

Sie erinnerte sich, ihn angestarrt zu haben, als kämen ihm Käfer aus den Ohren gekrochen.

Einen Monat darauf aber, in Ermangelung sonstiger fester Pläne, trudelte sie in Swansboro ein. Doch schon als sie aus dem Bus stieg, schoss ihr durch den Kopf: *Was habe ich in diesem Nest verloren?* Dessen ungeachtet suchte sie Jim auf, der mit ihr – trotz ihrer beharrlichen Skepsis – in den Salon hinüberging, um sie seiner Tante Mabel vorzustellen. Und siehe da, am Ende fegte Julie Böden, wohnte im Zimmer über dem Salon und bekam einen ordentlichen Stundenlohn.

Zunächst war Julie erleichtert darüber, dass Jim offenbar nicht an ihr interessiert war. Dann war sie erstaunt. Dann verärgert. Endlich, nachdem sie Jim gegenüber mehrfach, wie sie fand, ziemlich unverhohlene Andeutungen gemacht hatte, verlor sie die Geduld und fragte Mabel, ob sie glaubte, Jim fände sie unattraktiv. Mabel erzählte es weiter. Erst daraufhin schien Jim ein Licht aufzugehen. Er und Julie gingen miteinander aus, einmal und dann noch einmal, und nach einem Monat waren sie heftig verliebt – woraus sich schon bald echte Liebe entwickelte. Jim machte Julie einen Heiratsantrag, sie schritten in jener Kirche zum Altar, in der Jim getauft worden war, und in den ersten Jahren ihrer Ehe malte Julie, wenn sie mit Jim telefonierte, immer Smileys. Was konnte man mehr verlangen, fragte sie sich, wenn sie über ihr Leben nachdachte.

Viel, wie sie bald feststellte. Wenige Wochen nach ihrem vierten Hochzeitstag erlitt Jim auf dem Heimweg von der Kirche einen Anfall und wurde mit Blaulicht ins Krankenhaus gebracht. Zwei Jahre später starb er an dem Hirntumor, und Julie musste mit fünfundzwanzig noch einmal ganz von vorn anfangen. Als dann auch noch Singer auftauchte, war sie an einem Punkt in ihrem Leben angekommen, wo nichts mehr sie überraschen konnte.

Heute, so dachte sie, waren es die kleinen Dinge im Leben, auf die es ankam. Hatten früher die Höhepunkte den Takt angegeben, war es nun der Alltag, der ihre Existenz bestimmte. Mabel, Gott segne sie, ist ein Engel gewesen. Sie hatte

Julie geholfen, ihre Ausbildung zu beenden, sodass sie nun als Friseurin ein anständiges Auskommen hatte. Henry und Emma, zwei gute Freunde von Jim, hatten ihr nicht nur von Anfang an geholfen, sich in der Stadt einzuleben, sondern standen ihr auch nach Jims Ableben treu zur Seite. Und dann war da noch Mike, Henrys jüngerer Bruder und Jims bester Jugendfreund.

Julie stand immer noch unter der Dusche. Sie lächelte. Mike war ein Kerl, der eines Tages eine Frau glücklich machen würde, wenn er auch bisweilen ein wenig konfus war.

Wenig später, als sich Julie abgetrocknet hatte, putzte sie sich die Zähne, bürstete ihr Haar, schminkte sich und kleidete sich an. Da ihr Wagen in der Werkstatt war, musste sie zu Fuß zur Arbeit gehen – ungefähr eine Meile die Straße hoch –, also zog sie ein Paar bequeme Schuhe an. Als sie von außen die Haustür abschloss, rief sie nach Singer.

Aus dem Augenwinkel erspähte sie eine Karte, die aus dem Briefkasten herausragte.

Julie öffnete sie neugierig und überflog sie, während Singer aus dem Gehölz hervorsprang und zu ihr auf die Veranda getrottet kam.

Liebe Julie,

es war ein wunderbarer Samstagabend. Du gehst mir nicht mehr aus dem Kopf.

Richard

Deswegen hatte Singer also letzte Nacht solch einen Zirkus veranstaltet.

»Siehst du«, sagte sie und hielt die Karte vor Singers Gesicht, damit er sie sehen konnte, »ich hab dir doch gesagt, er ist ein netter Kerl.«

Singer wandte sich ab.

»Nicht diese Nummer. Du kannst ruhig zugeben, dass du dich geirrt hast, weißt du. Ich glaube, du bist nur eifersüchtig.«

Singer schnüffelte an ihr herum.

»Ist es das? Bist du eifersüchtig?« Julie brauchte sich nicht zu bücken, um ihm über den Rücken zu streicheln.

»Sei nicht eifersüchtig, okay? Freu dich für mich.«

Singer tapste auf die andere Seite und sah zu ihr hoch.

»Jetzt komm. Wir müssen laufen, weil Mike den Jeep noch nicht repariert hat.«

Bei dem Namen Mike fing Singer an, mit dem Schwanz zu wedeln.

Mike Harris' Songtexte ließen ziemlich zu wünschen übrig, und auch seine Stimme war nicht eben danach, dass Vertreter von Plattenfirmen ihm die Tür einrannten. Dafür spielte er Gitarre und übte jeden Tag, in der Hoffnung, dass sein Durchbruch nicht mehr lange auf sich warten ließ. In den letzten zehn Jahren hatte er in einem Dutzend verschiedener Bands gespielt, von lärmigem Rock der Achtziger bis hin zu betulich-erdverbundenem Country. Und obwohl er mit offenkundiger Begeisterung spielte und die anderen Bandmitglieder ihn einfach gern haben mussten, nahm man ihn nach ein paar Wochen gewöhnlich beiseite und teilte ihm mit, dass es aus welchen Gründen auch immer einfach nicht mit ihm klappte. Nachdem sich diese Erfahrungen häuften, musste selbst Mike den Schluss ziehen, dass es nicht an persönlichen Unverträglichkeiten liegen konnte – obgleich er sich immer noch nicht eingestehen mochte, dass er womöglich einfach nicht besonders gut war.

Mike führte ein Notizbuch, in dem er in der Freizeit seine Gedanken festhielt, mit dem Plan, diese Eindrücke in einem künftigen Roman zu verarbeiten. Doch auch das Schreiben gestaltete sich schwieriger, als er zunächst angenommen hatte. Es lag nicht daran, dass er keine Ideen hatte, vielmehr hatte er viel zu viele und konnte sich nicht entscheiden, welche in die Geschichte einfließen sollten und welche nicht. Im Jahr zuvor hatte er versucht, einen auf einem Kreuzfahrtschiff spielenden Kriminalroman zu schreiben, à la Agatha Christie, mit dem üblichen Dutzend Verdächtiger. Aber der Plot, fand er, war nicht aufregend genug, also bemühte er sich, ihn mit all den angesammelten Ideen

aufzupeppen. Unter anderem ging es auch um einen in San Francisco verborgenen Atomsprengkopf, einen korrupten Cop, der Zeuge des Attentats auf JFK gewesen war, einen irischen Terroristen, die Mafia, einen Jungen und seinen Hund, einen bösen Geldverleiher und einen Wissenschaftler auf Zeitreise, der im Heiligen Römischen Reich knapp der Verfolgung entronnen war. Am Ende hatte schon der Prolog einen Umfang von hundert Seiten, dabei waren die Hauptverdächtigen noch nicht einmal auf der Bildfläche erschienen. Natürlich setzte Mike die Arbeit schließlich nicht fort.

Er hatte in seinem Leben schon vieles ausprobiert, Zeichnen, Malen, Hinterglasmalerei, Töpfern, Schnitzerei und Makramee, und einmal hatte er, einer Eingebung folgend, die ihn eine Woche von der Arbeit fern hielt, sogar ein paar Kunstwerke erschaffen. Er schweißte und drahtete Autowrackteile zu drei turmhohen, fragilen Exponaten zusammen, und als er fertig war, bewunderte er von der Vordertreppe seines Hauses aus stolz sein Werk, aus tiefstem Herzen überzeugt, endlich seine Berufung gefunden zu haben. Dieses Gefühl hielt eine Woche lang an, bis der Stadtrat bei einer hastig einberufenen Sitzung eine Verordnung gegen das Lagern von Unrat im Vorgarten erließ.

Wie so viele Menschen hegte Mike Harris den Traum, Künstler zu sein – nur fehlte es ihm an Talent.

Dafür konnte Mike praktisch alles reparieren. Er war der geborene Handwerker, ein wahrer Ritter in schimmernder Rüstung, wenn sich unter Küchenspülen Pfützen bildeten oder Müllschlucker plötzlich ihren Geist aufgaben. So geschickt er aber generell als Handwerker war: Bei allem, was vier Räder und einen Motor hatte, grenzte sein Können an Zauberei. Er und Henry waren Inhaber der lukrativsten Werkstatt in der Stadt, wobei Henry sich um den Papierkram kümmerte und Mike die eigentlichen Arbeiten ausführte. Ausländische oder einheimische Modelle, ein vierzylindriger Ford Escort oder ein Porsche 911 Turbo – er konnte alles reparieren. Er war imstande, einen Motor abzuhorchen, kleinste Fehlgeräusche herauszuhören, die anderen entgin-

gen, und so festzustellen, was im Argen lag, meist innerhalb weniger Minuten. Er kannte sich mit Einlasskrümmern und -ventilen aus, mit Streben und Kolben, Stoßdämpfern, Kühlern und Radstandanpassung, und er konnte aus dem Gedächtnis die Einstellung von nahezu jedem Auto wiedergeben, das je in die Werkstatt gerollt war. Er vermochte Motoren wieder zusammenzusetzen, ohne in eine Anleitung zu schauen. Doch seine Fingerspitzen waren permanent schwarz, und obwohl er wusste, dass das Ganze ein redlicher Broterwerb war, hätte er manchmal zu gern einen Bruchteil dieses Talents auch in anderen Bereichen seines Lebens verwendet.

Mechanikern und Musikern eilt traditionell der Ruf voraus, Frauenhelden zu sein, aber Mike bildete eine Ausnahme. Er hatte bisher zwei feste Freundinnen gehabt, und da eine dieser Beziehungen in seine Highschool-Zeit fiel und die andere mit Sarah vor drei Jahren zu Ende gegangen war, lag die Vermutung nahe, dass Mike nicht eben auf der Suche nach einer dauerhaften Bindung war, oder auch nur nach einer, die einen Sommer lang hielt. Selbst Mike geriet darüber manchmal ins Grübeln, doch zurzeit endete die Mehrzahl seiner Dates, so sehr er auch anderes ersehnte, mit einem Küsschen auf die Wange, verbunden mit dem Dank der jeweiligen Frauen dafür, dass er ein so guter Freund war. Mit vierunddreißig war Mike Harris folglich bemerkenswert bewandert in der hohen Kunst, Frauen brüderlich zu umarmen, während sie sich an seiner Schulter darüber ausweinten, was für ein Schuft ihr letzter Freund gewesen war. Dabei sah er gut aus, er war ein echter *All-American Boy*, mit hellbraunem Haar, blauen Augen, fröhlichem Lächeln und einer guten Figur. Auch war es nicht so, dass Frauen an seiner Gesellschaft kein Gefallen fanden, im Gegenteil. Sein mangelndes Glück beruhte vielmehr darauf, dass Frauen, die sich mit Mike trafen, spürten, dass er im Grunde nicht wirklich auf eine Beziehung mit ihnen aus war.

Sein Bruder Henry wusste, woher dieser Eindruck rührte; Mikes Schwägerin Emma ebenfalls. Auch Mabel kannte den Grund, wie praktisch jeder, der Mike Harris kannte.

Mike, das wussten alle, war schon lange in jemand anders verliebt.

»Hey, Julie – warte mal.«

Julie, die soeben am Rand von Swansboros altmodischem Geschäftsviertel angekommen war, drehte sich um, als sie Mike rufen hörte. Singer sah zu ihr hoch, und sie nickte.

»Ab mit dir«, sagte sie.

Singer galoppierte los und lief Mike auf halbem Weg entgegen. Mike strichelte ihm im Gehen Kopf und Rücken, dann kraulte er ihn hinter den Ohren. Als Mike aufhörte, bettelte Singer, indem er den Kopf auf und ab bewegte, um mehr Zuwendung.

»Das war's erst mal, Großer«, sagte Mike. »Lass mich mit Julie reden.«

Gleich darauf war er bei Julie angekommen. Singer setzte sich neben ihn und haschte weiterhin nach seiner Hand.

»Hey, Mike«, sagte Julie lächelnd. »Was gibt's denn?«

»Nichts Besonderes. Wollte dir nur sagen, dass dein Jeep fertig ist.«

»Was war denn kaputt?«

»Die Lichtmaschine.«

Genau die Diagnose, die er schon am Freitag, als sie den Wagen vorbeibrachte, gestellt hatte.

»Musstest du sie austauschen?«

»Ja. Deine war hinüber. Keine große Sache – der Händler hatte welche auf Lager. Übrigens, das mit dem Ölverlust hab ich auch behoben. Musste eine Dichtung beim Filter austauschen.«

»Der Wagen hat Öl verloren?«

»Sind dir nicht die Flecken auf deiner Auffahrt aufgefallen?«

»Eigentlich nicht, aber ich hab auch gar nicht drauf geachtet.«

Mike lächelte. »Na ja, wie gesagt, es ist jetzt wieder alles in Ordnung. Soll ich dir die Schlüssel vorbeibringen?«

»Nein, ich hol sie nach der Arbeit ab. Vorher brauche ich

sie nicht. Ich bin den ganzen Tag ausgebuht. Du weißt ja, wie das montags immer ist.« Julie lächelte. »Und, wie ist es im Clipper gelaufen? Tut mir Leid, dass ich nicht kommen konnte.«

Mike hatte das Wochenende über Grunge gespielt mit einer Band von Schulabbrechern, die keinen größeren Traum hatten, als Mädchen aufzureißen, Bier zu trinken und den ganzen Tag MTV zu glotzen. Mike war mindestens zwölf Jahre älter als die übrigen Bandmitglieder, und als er Julie die Schlapperjeans und das abgerissene T-Shirt gezeigt hatte, die er bei der Show tragen würde, hatte sie genickt und gesagt: »Ach, schick«, womit eigentlich gemeint war: *Du wirst damit eine absolute Witzfigur abgeben.*

»Es war ganz okay, glaube ich«, sagte er.

»Bloß okay?«

Er zuckte mit den Schultern. »War sowieso nicht meine Art Musik.«

Sie nickte. So sehr sie *ihn* mochte, für seine Stimme hatte auch sie nicht allzu viel übrig. Singer dagegen schien ganz verrückt danach zu sein. Wenn Mike für seine Freunde sang, stimmte Singer immer jaulend mit ein. In der Stadt wurde viel gewitzelt, wer von beiden eher den Durchbruch schaffen würde.

»Und, wie viel kostet die Reparatur?«, fragte Julie jetzt.

Mike überlegte offenbar angestrengt und kratzte sich geistesabwesend am Kinn. »Zweimal Haare schneiden, das kommt ungefähr hin.«

»Na komm, lass mich diesmal bezahlen. Wenigstens für die Ersatzteile. Ich hab das Geld dafür, bestimmt.«

Im letzten Jahr war der Jeep, ein älterer CJ7, dreimal in der Werkstatt gewesen. Doch Mike gelang es immer irgendwie, ihn wieder zum Laufen zu bringen.

»Du zahlst doch«, protestierte Mike. »Mein Haar mag ja langsam dünner werden, aber hin und wieder muss ich es doch schneiden lassen.«

»Also, zwei Haarschnitte, das kann irgendwie nicht hinkommen.«

»So lange hat die Reparatur ja nicht gedauert. Und die

Ersatzteile waren nicht teuer. Der Typ war mir noch was schuldig.«

Julie hob leicht das Kinn. »Weiß Henry darüber Bescheid?«

Mike breitete unschuldsvoll die Arme aus. »Natürlich. Ich bin immerhin sein Partner. Und außerdem war es seine Idee.«

Klar doch, dachte sie.

»Tja, dann danke«, sagte sie schließlich. »Das ist wirklich sehr nett von dir.«

»Gern geschehen.« Mike verstummte, weil er nicht so recht wusste, wie er mit seiner Frage herausrücken sollte. Singer behielt ihn aufmerksam im Auge, den Kopf schräg gelegt, als wolle er drängen: *Nun mach schon, Romeo! Wir wissen doch beide, was dich eigentlich interessiert.* Mike schluckte.

»Und, wie ist es gelaufen mit ... äh ...« Er gab sich Mühe, so beiläufig wie möglich zu klingen.

»Richard?«

»Ja. Richard.«

»Nett war es.«

»Oh.«

Mike nickte und spürte, wie ihm der Schweiß auf die Stirn trat. Es war ihm ein Rätsel, wie es so früh am Morgen schon so warm sein konnte.

»Und ... äh ... wo seid ihr hingegangen?«, fragte er.

»Ins Slocum House.«

»Ganz schön schick für ein erstes Treffen«, bemerkte er.

»Die Alternative war das Pizza Hut. Richard hat mir die Entscheidung überlassen.«

Mike trat von einem Fuß auf den anderen und wartete, ob Julie noch mehr sagen würde. Dem war nicht so.

Mist, dachte er. Richard schien eindeutig ein anderes Kaliber zu sein als Bob, der romantische Zahlenjongleur. Oder Ross, der Sex-Besessene. Oder Adam aus den Eingeweiden von Swansboro. Mit solchen Nebenbuhlern, fand Mike, konnte er es durchaus aufnehmen. Aber Richard? Das Slocum House? *Nett war es?*

»Du hast dich also amüsiert?«, fragte er noch einmal nach.

»Ja. Wir hatten Spaß.«

Spaß? Wie viel Spaß? Das ist überhaupt nicht gut, dachte Mike.

»Freut mich«, log er und heuchelte Begeisterung, so gut es ging.

Julie berührte ihn am Arm. »Keine Sorge, Mike. Du weißt doch, dass ich dich immer am meisten lieben werde, nicht wahr?«

Mike schob die Hände in die Taschen. »Aber auch nur, weil ich dein Auto repariere«, sagte er.

»Stell dein Licht nicht unter den Scheffel«, sagte sie. »Schließlich hast du auch mein Dach geflickt.«

»Und deine Waschmaschine repariert.«

Julie beugte sich vor und küsste ihn auf die Wange, dann drückte sie ihm leicht den Arm.

»Was soll ich sagen, Mike? Du bist einfach ein lieber Kerl.«

Als Julie zum Salon weiterging, spürte sie, dass Mike ihr nachsah, doch anders als bei manch anderen Männern störte es sie kein bisschen. Er ist ein guter Freund, dachte sie, verbesserte sich aber auf der Stelle. Nein, Mike war ihr bester Freund, den sie im Notfall immer anrufen konnte. Freunde wie er waren selten, deshalb empfand sie auch Gewissensbisse, wenn sie – wie eben – nicht ganz offen zu ihm war.

Sie brachte es nicht übers Herz, Mike nähere Einzelheiten über ihre Verabredung zu erzählen, weil er ... nun, Mike machte nicht gerade ein Geheimnis daraus, was er für sie empfand, und sie wollte seine Gefühle nicht verletzen. Was hätte sie denn sagen sollen? *Verglichen mit den anderen Männern war Richard toll! Klar, ich würde mich wieder mit ihm treffen!* Sie wusste, dass Mike gern etwas mit ihr angefangen hätte, und zwar schon seit ein paar Jahren. Aber ihre Gefühle für Mike – abgesehen davon, dass sie ihn als ihren besten Freund ansah – waren kompliziert. Wie konnte es auch anders sein? Jim und Mike waren von Kindheit an beste Freunde gewesen, Mike war bei ihrer Hochzeit Trauzeuge gewesen, und bei Mike hatte sie nach Jims Tod Trost gesucht. Er war mehr wie ein Bruder, und sie konnte schließlich nicht einfach auf Knopfdruck ihre Gefühle ändern.

Aber das war noch nicht alles. Weil Jim und Mike so enge Freunde gewesen waren, weil Mike in ihrer beider Leben eine Rolle gespielt hatte, empfand Julie schon bei der Vorstellung, mit ihm auszugehen, ein seltsames Gefühl von Verrat. Wenn sie einwilligte, sich mit ihm zu treffen, hieß das, einem Wunsch zu folgen, den sie insgeheim immer schon gehabt hatte? Was würde Jim davon halten? Und konnte sie je Mike anschauen, ohne dabei an Jim zu denken und an frühere Gelegenheiten, als sie alle drei zusammen gewesen waren? Sie wusste es nicht. Und was wäre, falls Mike und sie tatsächlich einmal miteinander ausgingen, das Ganze aber, aus welchem Grund auch immer, in einen Fehlschlag mündete? Das würde alles zwischen ihnen ändern. Aber Julie konnte die Vorstellung nicht ertragen, ihn als Freund zu verlieren. Leichter wäre es also, wenn alles zwischen ihnen beim Alten blieb.

Auch Mike, so mutmaßte sie, war sich über all dies im Klaren, was wahrscheinlich auch der Grund war, warum er sie noch nie um ein Date gebeten hatte, obwohl er es sich so offensichtlich wünschte.

Manchmal aber – wie letzten Sommer, als sie mit Henry und Emma auf dem Boot unterwegs gewesen waren und Wasserski liefen – hatte sie das Gefühl, als ringe er ernstlich mit sich, es zu tun, und wenn ihn diese Stimmungen anwandeln, wurde Mike etwas komisch. Entgegen seiner sonst so unkomplizierten Art – stets lachte er als Erster über Witze, auch wenn sie auf seine Kosten gingen, stets war er derjenige, den man zum Bierholen in den Laden um die Ecke schickte, weil jeder wusste, dass es ihm nichts ausmachte – wurde Mike dann unvermittelt still, als argwöhne er, sein ganzes Problem mit Julie sei darauf zurückzuführen, dass er nicht cool genug war. Statt über das Gerede der anderen zu lachen, zwinkerte er nur oder verdrehte die Augen oder musterte seine Fingernägel. Wenn Mike in diese Launen verfiel, kannte Henry, sein älterer Bruder, kein Pardon. Als Henry damals auf dem Schiff Mikes jähem Stimmungsumschwung bemerkt hatte, hatte er ihn gefragt, ob er mittags zu viele Bohnen gegessen hätte, er sähe nämlich gar nicht gut aus.

Mikes coole Pose war im Nu in sich zusammen gefallen. Bei dem Gedanken daran musste Julie immer noch lächeln. Armer Mike.

Am nächsten Tag war er wieder ganz der Alte gewesen. Und Julie gefiel Mike so ohnehin viel besser. Typen, die einen auf hart und cool machten oder in Bars Streit anfangen, um der Welt zu beweisen, dass mit ihnen nicht zu spaßen war, langweilten sie. Männer wie Mike dagegen waren Gold wert, das ließ sich nicht abstreiten. Mike hatte ein gutes Herz und sah dazu noch nett aus. Julie mochte die Fältchen um seine Augen, wenn er lächelte, und fand seine Grübchen einfach hinreißend. Seine Fähigkeit, schlechte Neuigkeiten lediglich mit einem Achselzucken zu quittieren, fand sie bewundernswert. Außerdem hatte sie etwas für Männer übrig, die lachen konnten, und Mike lachte viel.

Und ganz besonders gefiel ihr, wie Mikes Lachen sich anhörte.

Wie immer jedoch, wenn ihr solche Gedanken kamen, meldete sich sogleich eine innere Stimme: *Lass es sein. Mike ist dein Freund, dein bester Freund, und das willst du doch nicht aufs Spiel setzen, oder?*

Während sie noch darüber nachsann, stupste Singer sie an und riss sie so aus ihren Gedanken. Er sah zu ihr hoch.

»Ja – geh nur vor, du alter Schnorrer.«

Singer trottete los, an der Bäckerei vorbei und dann durch die angelehnte Tür von Mabels Salon. Mabel hatte jeden Tag einen Keks für ihn.

»Und, wie war ihr Date?« Henry lehnte am Türrahmen, einen Styroporbecher voll Kaffee in der Hand.

»Das hab ich sie nicht gefragt«, antwortete Mike in einem Tonfall, als sei allein der Gedanke lächerlich. Er stieg in seinen Overall und zog ihn über die Jeans hoch.

»Wieso nicht?«

»Hab nicht dran gedacht.«

»Mhm«, machte Henry.

Henry war achtunddreißig, also vier Jahre älter als Mike, und in vieler Hinsicht das reifere Alter Ego seines Bruders.

Henry war größer und kräftiger, und sein Bauchumfang nahm im gleichen Maß zu, wie sein Haar immer schütterer wurde. Er führte ein vergleichsweise ruhiges Leben, war vergleichsweise gesetzt, schließlich war er seit zwölf Jahren mit Emma verheiratet, hatte drei Töchter und ein großes Haus. Anders als Mike hatte er nie künstlerische Ambitionen gehabt. Henry hatte Betriebswirtschaft studiert. Und wie die meisten großen Brüder hatte er das Gefühl, auf seinen kleinen Bruder aufpassen zu müssen, dafür sorgen zu müssen, dass es ihm gut ging und dass er nichts tat, was er später mal bereuen könnte. Dass Spott, Beleidigungen und ab und an ein Rüffel zu seiner Form von Bruderliebe gehörten, mochte manchem herzlos erscheinen, aber wie hätte er sich sonst verhalten sollen? Henry lächelte. Einer musste schließlich auf Mike aufpassen.

Mike hatte den ölverschmierten Overall inzwischen bis zur Taille hochgezerrt.

»Ich wollte ihr bloß sagen, dass ihr Auto fertig ist.«

»Schon? Du hast doch gesagt, es verliert Öl.«

»So war's ja auch.«

»Und das ist schon erledigt?«

»Hat nur ein paar Stunden gedauert.«

»Mhm ...« Henry nickte und dachte: *Verknallt ist schon gar kein Ausdruck mehr für das, was du bist, Brüderchen.*

Doch statt es laut auszusprechen, räusperte sich Henry. »Dann hast du damit also dein Wochenende verbracht? Ihr Auto repariert?«

»Nicht ausschließlich. Ich hab auch im Clipper gespielt, aber das war dir wohl entfallen, was?«

Henry hob abwehrend die Hände. »Du weißt doch, ich steh eher auf Garth Brooks und Tim McGraw. Dieser neue Kram liegt mir nicht. Und außerdem waren Emmas Eltern zum Abendessen da.«

»Die hätten doch mitkommen können.«

Henry musste so lachen, dass er fast seinen Kaffee verschüttete. »Ja, klar. Kannst du dir vorstellen, wie ich die beiden in den Clipper schleppe? Denen ist doch schon das Gedudel im Aufzug zu laut, und Rockmusik halten sie für

des Teufels Erfindung. Die bekämen im Clipper doch Ohrensauen.«

»Das erzähle ich Emma.«

»Sie ist ganz meiner Meinung«, sagte er. »Das waren nämlich ihre Worte, nicht meine. Wie ist es denn gelaufen? Im Clipper, meine ich.«

»Ganz gut.«

Henry nickte, er verstand vollkommen. »Tut mir Leid, das zu hören.«

Mike, der gerade den Reißverschluss zuzog, zuckte nur mit den Achseln.

»Was hast du Julie denn diesmal für ihr Auto berechnet? Drei Bleistifte und ein Sandwich?«

»Nein.«

»Einen polierten Kiesel?«

»Ha, ha.«

»Im Ernst, ich bin bloß neugierig.«

»Das Übliche.«

Henry stieß einen Pfiff aus. »Nur gut, dass *ich* hier die Bücher führe.«

Mike warf ihm einen ungeduldigen Blick zu. »Du hättest ihr doch auch einen Sonderpreis gemacht.«

»Ja klar.«

»Warum reitest du dann darauf rum?«

»Weil ich wissen möchte, wie ihr Date gelaufen ist.«

»Was hat das, was ich ihr für die Autoreparatur berechne, mit ihrem Date zu tun?«

Henry lächelte. »Keine Ahnung, Brüderchen. Was meinst du?«

»Ich meine, du hast heute Morgen schon zu viel Kaffeeintus und denkst nicht mehr ganz klar.«

Henry trank seinen Kaffee aus. »Vermutlich hast du Recht. Julies Date interessiert dich eben einfach nicht.«

»Genau.«

Henry nahm die Kaffeekanne vom Tisch und schenkte sich noch einen Becher voll ein. »Dann interessiert dich wohl auch nicht, was Mabel denkt.«

Mike hob den Blick. »Mabel?«

Henry fügte gelassen Milch und Zucker hinzu. »Ja, Mabel. Sie hat die beiden Samstagabend gesehen.«

»Woher weißt du das?«

»Weil ich gestern nach der Kirche mit ihr gesprochen habe und sie mir davon erzählt hat.«

»Ach ja?«

Henry kehrte Mike den Rücken zu und entfernte sich Richtung Büro, ein breites Grinsen im Gesicht. »Aber es interessiert dich ja nicht, also halt ich meinen Mund.«

Aus Erfahrung wusste Henry, dass Mike noch wie vom Donner gerührt vor der Tür stand, als er schon längst am Schreibtisch Platz genommen hatte.

Andrea Radley hatte zwar ein Jahr zuvor ihr Diplom als Kosmetikerin gemacht und arbeitete seit neun Monaten für Mabel, aber sie war keine besonders zuverlässige Angestellte. Sie neigte nicht nur dazu, sich ohne Vorankündigung »frei« zu nehmen, sondern kam auch nur selten pünktlich. Mit ihren Styling- und Haarschneidekünsten war es ebenfalls nicht sonderlich weit her, zumindest hielt sie sich nie an die Wünsche der Kunden. Ob diese ihr Bilder mitbrachten oder ihr ausführlich erklärten, was sie gern wollten, machte keinen Unterschied: Andrea verpasste allen den gleichen Haarschnitt. Allerdings war das nicht besonders schlimm. Andrea hatte bereits fast ebenso viele Kunden wie Julie, jedoch, was wenig verwunderlich war, ausschließlich Männer.

Andrea war dreiundzwanzig, eine langbeinige, stets braun gebrannte Blondine, die eher so wirkte, als käme sie direkt von den Stränden Kaliforniens als aus dem kleinen Bergstädtchen Boone, North Carolina, wo sie aufgewachsen war. Sie kleidete sich auch dementsprechend – wie kalt es auch sein mochte, im Salon trug sie Miniröcke. Im Sommer ergänzten knappe Spaghettiträgertops das Outfit, im Winter hohe Lederstiefel. Sie nannte jeden Kunden »Schätzchen«, klimperte mit den langen, dick getuschten Wimpern und kaute permanent Kaugummi. Julie und Mabel kicherten immer über die verträumten Blicke der Männer, die Andrea im Spiegel anstarrten. Andrea, so mutmaßten sie, hätte einem Kunden auch versehentlich eine Glatze verpassen können, er wäre trotzdem wiedergekommen.

Trotz ihres aufreizenden Äußeren war Andrea ein wenig naïv, was Männer betraf. Natürlich glaubte sie zu wissen,

worauf die Männer aus waren, und da lag sie auch zumeist richtig. Doch wie man einen Mann dauerhaft hielt, darauf verstand sich Andrea nicht. Dass ihre Erscheinung einen bestimmten Männertyp anlockte, andere aber eher abschreckte, auf den Gedanken kam sie nie. Andrea bandelte mühelos mit tätowierten Harley-Fahrern an oder mit Schluckspechten, die im Clipper abhingen, oder mit Burschen, die auf Bewährung draußen waren, aber es gelang ihr nie, sich mit einem Mann zu verabreden, der einer geregelten Beschäftigung nachging. Zumindest redete sie sich das ein, wenn sie mal wieder in Selbstmitleid schwelgte. In Wahrheit wurde Andrea regelmäßig von grundsoliden Männern mit festen Jobs um ein Date gebeten, doch an denen verlor sie rasch das Interesse und vergaß dann prompt, dass sie überhaupt gefragt hatten.

In den vergangenen drei Monaten war Andrea mit sieben verschiedenen Männern ausgegangen, die insgesamt einunddreißig Tätowierungen, sechs Harleys, zwei Verstöße gegen Bewährungsauflagen und keinen einzigen Job aufwiesen, und momentan bedauerte sie sich wieder einmal ein wenig. Am Samstag hatte sie fürs Essen und das Kino aufkommen müssen, weil ihr Begleiter kein Geld hatte, aber hatte er heute Morgen angerufen? Nein. Natürlich nicht. Würde ihm nie einfallen, sich heute mal bei ihr zu melden. Ihre Bekanntschaften meldeten sich nie, es sei denn, sie brauchten Geld oder fühlten sich »ein bisschen einsam«, wie viele von ihnen sich gern ausdrückten.

Aber Richard hatte heute Morgen im Salon angerufen und nach Julie gefragt.

Schlimmer noch, Julie hatte ihn vermutlich nicht zum Essen einladen müssen, um ihn so weit zu bringen. Warum nur bekam Julie immer die guten Typen ab? An ihrem Outfit konnte es nicht liegen. Meistens sah sie geradezu unscheinbar aus, mit ihren Jeans und den Schlabberpullis und – mal ehrlich – den hässlichen Tretern. Sie bemühte sich überhaupt nicht, ihre Figur zur Geltung zu bringen, ihre Nägel waren nicht manikürt, und braun war sie auch nicht, außer im Sommer, und das war schließlich nichts Besonde-

res. Warum also war Richard so von Julie angetan? Andrea und Julie waren beide im Salon gewesen, als Richard letzte Woche hereinkam, um sich die Haare schneiden zu lassen, sie hatten beide gerade nichts zu tun und sahen gleichzeitig hoch und sagten Hi. Aber Richard hatte sich an Julie gewandt, nicht an Andrea, und das hatte irgendwie zu einer Verabredung geführt. Andrea bekam schlechte Laune, wenn sie nur daran dachte.

»Aua!«

Andrea schreckte auf und sah auf das Spiegelbild ihres Kunden, eines Anwalts Anfang dreißig. Er rieb sich den Kopf. Andrea zog die Hände zurück.

»Was ist passiert, Schätzchen?«

»Sie haben mir die Schere gegen den Kopf gerammt.«

»Wirklich?«

»Ja. Hat wehgetan.«

Andrea klimperte mit den Wimpern. »Entschuldigung, Schätzchen. Ich wollte Ihnen nicht wehtun. Sie sind mir doch nicht böse, oder?«

»Nein ... natürlich nicht«, sagte der Mann zögernd und nahm die Hand vom Kopf. Mit kritischem Blick musterte er im Spiegel ihr Werk. »Finden Sie nicht, dass die Frisur irgendwie schief ist?«

»Wo?«

»Hier.« Er deutete mit dem Finger hin. »Diese Seite haben Sie viel zu kurz geschnitten.«

Andrea blinzelte zweimal und legte den Kopf langsam erst auf die eine, dann auf die andere Seite. »Ich glaube, der Spiegel ist schief.«

»Der Spiegel?«, wiederholte er.

Sie legte dem Mann die Hand auf die Schulter und lächelte. »Also, ich finde, Sie sehen toll aus, Schätzchen.«

»Ach ja?«

Gegenüber, am Fenster, hob Mabel den Blick von ihrer Zeitschrift. Der Kunde schmolz geradezu im Frisiersessel dahin. Mabel schüttelte den Kopf, während Andrea ihre Arbeit fortsetzte. Scheinbar beruhigt, setzte sich der Mann etwas aufrechter hin.

»Hören Sie, ich habe Karten für das Faith-Hill-Konzert in Raleigh in ein paar Wochen«, sagte er. »Ich frage mich gerade, ob Sie vielleicht mitkommen möchten.«

Leider war Andrea in Gedanken schon wieder bei Richard und Julie. Mabel hatte ihr erzählt, dass sie im Slocum House gewesen waren. Im Slocum House! Da war sie zwar noch nie gewesen, aber sie wusste, dass es sich um ein Nobelrestaurant handelte, so eins mit Kerzen auf den Tischen. Wo einem der Mantel abgenommen und in einem separaten Raum aufgehängt wurde. Und es gab dort Tischdecken aus Stoff, nicht diese billigen aus rotweiß kariertem Plastik. Die Männer, mit denen *sie* ausging, hatten sie nie in solch einen Laden geführt. Die *wussten* vermutlich nicht mal, dass es solche Restaurants gab.

»Tut mir Leid, aber da kann ich nicht«, antwortete sie automatisch.

Richard schickte Julie vermutlich auch Blumen. Vielleicht sogar Rosen. Rote Rosen! Vor ihrem geistigen Auge sah Andrea es deutlich vor sich. Warum bekam Julie immer die guten Typen ab?

»Oh«, sagte der Mann.

Sein Tonfall holte Andrea in die Wirklichkeit zurück. »Wie bitte?«, fragte sie.

»Nichts. Ich hab nur ›oh‹ gesagt.«

Andrea hatte keine blasse Ahnung, wovon er redete. Im Zweifelsfall immer lächeln, dachte sie und lächelte. Worauf der Mann erneut dahinzuschmelzen begann.

Mabel musste sich ein Lachen verkneifen.

Eine Minute nachdem Singer hereingetapst war, sah Mabel auch Julie durch die Tür kommen. Noch bevor sie Hallo sagen konnte, ergriff Andrea das Wort.

»Richard hat angerufen«, sagte sie, ohne ihren Unmut zu verbergen. Dabei feilte sie energisch an ihren perfekt manikürten Nägeln herum.

»Tatsächlich?«, fragte Julie. »Was wollte er denn?«

»Hab ich nicht gefragt«, sagte Andrea spitz. »Ich bin schließlich nicht deine Sekretärin.«

Mabel schüttelte den Kopf, wie um Julie zu sagen, dass sie Andreas Worte nicht ernst nehmen sollte.

Mabel war dreiundsechzig und eine von Julies engsten Freundinnen – dass sie auch noch Jims Tante war, spielte eigentlich keine Rolle mehr. Vor elf Jahren hatte Mabel Julie Arbeit und ein Dach über dem Kopf gegeben, was Julie ihr nie vergessen würde. Doch mittlerweile war aus dem anfänglichen Arbeitsverhältnis längst echte Freundschaft geworden.

Dass Mabel ein wenig – gelinde gesagt – exzentrisch war, störte Julie nicht. Im Laufe der Zeit hatte Julie festgestellt, dass fast jeder in dieser Stadt seine kleinen Eigenarten hatte. Mabel aber wies ganz besondere kleine Schrüllen auf. Obwohl sie drei Anträge bekommen hatte, hatte sie nie geheiratet, und schon dies schloss sie von den diversen Clubs und Gruppen der Leute ihres Alters aus. Doch selbst wenn man ihre übrigen Eigenarten außer Acht ließ – dass sie stets auf einem Moped zum Salon tuckerte, gepunktete Kleidung bevorzugte und ihre Sammlung von Elvis-Andenken für »Kunst« hielt –, galt Mabel wegen einer Episode, die über ein Vierteljahrhundert zurücklag, als geradezu sonderbar. Nachdem sie ihr bisheriges Leben in Swansboro verbracht hatte, machte sie sich mit sechsunddreißig Jahren plötzlich aus dem Staub, ohne auch nur eine Menschenseele einzuweihen, wohin sie wollte oder dass sie überhaupt fortging. Während der nächsten acht Jahre schickte sie ihrer Familie Ansichtskarten aus allen Ecken der Welt: vom Ayers Rock in Australien, vom Kilimandscharo in Afrika, von den norwegischen Fjorden, vom Hafen in Hongkong, vom Wawel in Polen. Als sie schließlich wieder in Swansboro auftauchte – ebenso unverhofft, wie sie einst verschwunden war –, setzte sie ihr Leben genau da fort, wo sie es unterbrochen hatte, zog wieder in dasselbe Haus und arbeitete weiter im Salon. Niemand wusste, warum sie das tat, geschweige denn, woher das Geld für ihre Reise oder für den Salon stammte, den sie ein Jahr später übernahm, und sie gab auch nie Auskunft, wenn sie danach gefragt wurde. »Das ist ein Geheimnis«, pflegte sie augenzwinkernd zu sagen, wenn die Leute sie danach fragten, und gab dem Getuschel damit immer

wieder neue Nahrung. Inzwischen wurde nicht nur geargwöhnt, Mabel hätte eine etwas anrühige Vergangenheit, sondern überdies auch nicht alle Tassen im Schrank.

Mabel gab nichts auf die Meinung anderer Leute, und genau das machte für Julie ihren Charme aus. Mabel kleidete sich, wie sie wollte, verbrachte ihre Zeit, mit wem sie wollte, und tat, was sie wollte. Gelegentlich fragte sich Julie, ob Mabels Schrullen echt waren oder sie nur so tat, um den Leuten Rätsel aufzugeben. Wie auch immer, Julie liebte alles an ihr. Sogar ihre ausgeprägte Neugier.

»Wie war es denn mit Richard?«, fragte Mabel.

»Tja, ehrlich gesagt, war ich die ganze Zeit ein wenig in Sorge um dich«, sagte Julie. »Ich dachte schon, wenn du deinen Hals noch weiter verdrehst, um zu lauschen, renkst du dir einen Nackenmuskel aus.«

»Oh, keine Sorge«, sagte Mabel. »Ein wenig Tylenol, und am nächsten Tag war ich so gut wie neu. Aber wechsele nicht das Thema. Ist es gut gelaufen?«

»Sehr gut sogar, dafür, dass ich ihn gerade erst kennen gelernt habe.«

»Von meinem Platz aus hat es fast so ausgesehen, als würde er dich irgendwoher kennen.«

»Wie kommst du darauf?«

»Keine Ahnung. Wegen seinem Gesichtsausdruck, schätze ich, oder vielleicht auch, weil er dich den ganzen Abend so angestarrt hat. Dachte schon, seine Augen sind mit unsichtbaren Fäden an dir befestigt.«

»War es so offensichtlich?«

»Süße, er sah aus wie ein Seemann auf Landgang, der einen Stripclub besucht.«

Julie streifte sich lachend ihren Kittel über. »Dann habe ich ihn wohl bezaubert.«

»Vermutlich.«

Bei Mabels Tonfall hob Julie den Blick. »Hey? Hat er dir nicht gefallen?«

»Das will ich nicht sagen. Schließlich kenne ich ihn ja gar nicht. Als er in den Salon kam, war ich nicht da, und Samstag hast du uns auch nicht miteinander bekannt gemacht.

